

10 Sie nennen es Melting Pot

»Deportable.«

Ich habe überhaupt nichts angestellt, aber das Wort saust direkt in meine Magengrube. Dabei hat Angy nur festgestellt, was sie und ich gemeinsam haben: Wir können aus den USA abgeschoben werden. Das ist nicht anders als in anderen Ländern auch: Wer kein Staatsbürger ist, kann rausfliegen. Auch mit einer Greencard.

Angy hat keine Greencard. Sie ist in New York aufgewachsen, aber im Gegensatz zu ihren auf US-Boden geborenen Geschwistern fehlt ihr die Aufenthaltsberechtigung. Ihre Mutter hatte sie mit vier Jahren aus Kolumbien in die USA geschmuggelt. Was das bedeutet, wurde ihr erst gegen Ende der Schulzeit bewusst: Als engagierte, sehr gute Schülerin war sie von Lehrern umgeben, die fest davon ausgingen, sie würde studieren und Großes vollbringen – und nicht ahnten, dass Angy sich weder für öffentliche College-Fördermittel bewerben noch legal arbeiten und das Geld zusammensparen kann. So etwas verschweigt man besser.

Vor meinem geistigen Auge tauchen Razzien gegen die sogenannten *undocumented* auf. In New York laufe das subtiler, erklärt mir Angy. Zwar darf ein Polizist in New York niemanden nach Einwanderungspapieren fragen, aber selbst kleine Vergehen – etwa Schwarzfahren – können zu einer Verhaftung führen, bei der standardmäßig die Personalien überprüft werden, und das kann schnell in Abschiebehafte münden. Dass New York so stolz sein Image als Einwandererstadt poliert, findet Angy entsprechend heuchlerisch.

Trotzdem bescheinigt sie New York Vorteile für Menschen aus der Fremde, egal, welchen Aufenthaltsstatus sie haben. »Du findest hier immer irgendwo Menschen, die deine Sprache sprechen, eine

Gemeinschaft«, sagt sie. Und Menschen ohne Papiere können zumindest einen Gefahrenpunkt in New York besser vermeiden als anderswo: Wegen der vielen öffentlichen Verkehrsmittel brauche man zum Glück kein Auto. Auf meinen verwunderten Blick sagt sie: »Ohne Papiere kannst du keinen Führerschein machen.«

Ein Leben zwischen Wodka, Kölsch und Voodoozauber

New York sonnt sich in seinem Ruf als Zentrum kultureller Vielfalt. Barbekanntschaften sagen einem stolz ihren Nachnamen als Beweis dafür, dass sie auch deutsch sind (die Familie kam allerdings irgendwann im 19. Jahrhundert her), andere erklären sich zu einem Achtel liberianisch und zu einem Viertel italienisch. Auf Ellis Island widmet sich ein ganzes Museum der Einwanderungsgeschichte, da kann man gegen Gebühr nachforschen, ob die eigenen Vorfahren auch einmal dort einreisten. Von der jüngsten Einwanderungsgeschichte erfährt man dort auch, aber weniger ausführlich.

Dabei geschieht in New York, was an Stammtischen und in vielen Teilen der Weltkugel unmöglich erscheint: Die Kulturen rücken auf engstem Raum zusammen, ohne sich die Köpfe einzuschlagen. Im Gegenteil: Die »Fremden« sind der Motor, der New York am Laufen hält. In punkto Wirtschaftswachstum überholen diejenigen Viertel die Stadt als Ganzes, die am dichtesten mit Einwanderern besiedelt sind.

Das kann man mit bloßem Auge sehen: Bunte Seidenstoffe, feingliedriger Schmuck, Bollywoodfilme und frische Curryblätter säumen die Auslagen in dem Teil von Jackson Heights in Queens, der als Little India bekannt ist. Gleich nebenan wehen Cumbia-Takte aus einem Fenster, in einer Kneipe feuern die Gäste einen Fußballer im Fernseher an, und draußen steht schon wieder eine Schlange bei der Arepa-Lady. Sie verkauft die kolumbianischen Spezialitäten, deren Ruf selbst die Gastronomie-Kritiker aus Manhattan zu einer Reise mit der Linie 7 bewegt.

Liebe geht eben durch den Magen. Praktischerweise sind New Yorker immer auf der Suche nach einem neuen kulinarischen

Abenteuer. Auf den »Dosa Man« mit seiner indisch-vegetarischen Pfannkuchenversion lassen im Washington Square Park weder eifrige Studenten noch halbseidene Gestalten etwas kommen. Und Gourmets essen in New York nicht nur Französisch; auch indische oder chinesische Gerichte brutzeln dort auf Sternenniveau.

Viele Köche haben außerdem ihre helle Freude daran, gleich mehrere Kulturen in die Pfanne zu hauen. Wer abenteuerlustig ist, kann Irish Cheddar Nachos oder Flunder mit Maniok-Reis und nordspanischen Chilischoten probieren, ein japanisch-jüdisches Restaurant besuchen oder mexikanisch-philippinisch essen. Denn New Yorker haben keine Berührungsängste, dafür leben sie viel zu dicht mit Millionen anderen Menschen zusammen. Sie wissen es sogar zu schätzen, dass die Welt zu ihnen kommt – das spart manche Reise.

Natürlich könnten New Yorker sich zu Hause genauso wie am Souvenirstand auf Reisen mit der Frage aufhalten, was eigentlich authentisch ist. Zum Entsetzen mancher deutscher Bierpuristen ist etwa »typisch deutsches« Kölsch in der Stadt relativ verbreitet. Ein Schelm, wer das dem wässrigen Klischee-US-Bier zuschreibt. Und was in Manhattan einmal Little Italy war, ist zu einer Art Times Square für Pastafreunde geworden. Richtig viele Italiener wohnen dort schon lange nicht mehr.

Genauso jammern in Yorkville nur noch ein paar alte Schachteln mit deutschem Akzent, dass die Tante-Emma-Läden Geschichte sind. Einwanderer verlassen ihre Stammviertel, weil die Gentrifizierung sie mit steigenden Mieten aus der Gegend treibt – oder weil sie ihr kleines Häuschen zusammengespart haben. Dasselbe passiert auch außerhalb von Manhattan.

Trotzdem können New Yorker fremde Welten mit der U-Bahn erreichen, zum Beispiel Little Odessa. Kyrillische Buchstaben künden in dem russisch-ukrainischen Viertel davon, welche Art Gebäck in den Plastikkästen vor dem Lebensmittelladen liegt. In den Läden an der Hauptstraße direkt unter der U-Bahn, die hier als Hochbahn rattert, glitzern Schuhe mit kilometerhohen Absätzen und jede Menge Pelze. Russische Mütterchen verkaufen auf der Straße aus Ziegenhaar handgestrickte Orenburger Schals. Gleich daneben ste-

hen noch Ende Dezember Händler mit Weihnachtsbäumen. In der russisch-orthodoxen Kirche gehen die Uhren eben anders. In den Kneipen gibt es auch mittags schon Wodka, und ganz in der Nähe lockt ein russisches Bad.

Eigentlich heißt Little Odessa Brighton Beach, und an dessen Strandpromenade schauen Kriegsveteranen gedankenverloren aufs Meer, Handtaschenhündchen trippeln dahin, jüdisch-orthodoxe Familien belegen Bänke, mit Klunkern behängte Matronen tauschen mit großer Geste die Neuigkeiten aus, überholt von Joggern und Radfahrern, die aus dem benachbarten Coney Island herüberschwappen – und kein Wort verstehen.

Auch das ist typisch New York. Ins russische Bad zieht es nicht nur Russen (und Ukrainer) und zur Thai-Massage gehen längst nicht nur Leute, die asiatische Schriftzeichen lesen können. Das Filmprogramm im Französischen Kulturzentrum läuft stets mit englischen Untertiteln, und die Karaokebars in Koreatown sind voller Leute, die auf Englisch singen.

Richtig tief geht die Vermischung der Kulturen aber nicht. Da stehen beispielsweise zwei katholische Kirchen auf engstem Raum, weil dort einmal die Iren nicht mit den Italienern beten wollten. Den Liebestrank in der *Botanica* kaufen fast nur Leute, die mit Voodoo-Ritualen aufgewachsen sind, andere betreten solche Läden erst gar nicht. Und die wenigsten New Yorker lernen Spanisch, wenn sie nach Spanish Harlem ziehen. Das stört aber nicht. Die meisten New Yorker akzeptieren einfach, dass sie mehrmals am Tag Dinge sehen und Menschen begegnen, die sie nicht verstehen.

Anders als in einem wahrhaftigen Schmelztiegel bleibt in New York deshalb jede Menge Eigenständiges von den Kulturen übrig, auch von jenen neuen Zweigen, die sich in zweiten und dritten Einwanderergenerationen entwickeln. So entstehen Parallelwelten im besten Sinne. Wer Neues so heiß begehrt wie die Menschen in New York, der begegnet eben auch dem Fremden eher neugierig als argwöhnisch.

Angy begegne ich bei einer Aktivisten-Veranstaltung. Sie sei in dieser Ecke nicht gelandet, weil sie unbedingt Aktivistin werden wollte,

sagt sie leise. Die Erfahrung, dass ihr das Studium verwehrt bleiben sollte, brachte Angy dazu, in aller Öffentlichkeit in New York zu bekennen: Ich habe keine Papiere. Seither kämpft sie dafür, dass Jugendliche ohne Papiere in den USA eine Chance auf Hochschulbildung bekommen.

Inzwischen hat Angy ein Visum, aber ich müsste schon Zynikerin sein, um ihr dazu zu gratulieren. Den Weg in die legale Anwesenheit öffnete ihr ein traumatisches Erlebnis: Ein U-Visum wie ihres bekommen nur Gewaltopfer. Zum Feiern war Angy nicht zumute, als sie endlich ihre Papiere bekam. Aber ihren Plan mit dem Studium hat sie durchgezogen.

★ Do it yourself ★

Um die ethnische Vielfalt New Yorks zu erleben, braucht man nur in die U-Bahn einzusteigen, was ohnehin zu jedem New-York-Besuch gehören sollte. Man kann auch gezielt in bestimmte Viertel fahren. Bei beidem sollte man unbedingt bedenken: Anders als in Deutschland starren New Yorker andere Menschen nicht an, das gilt als extrem unhöflich und kann entsprechende Reaktionen nach sich ziehen. Wer fühlt sich schon gern wie im Zoo? Hier eine Liste mit einigen der **Haupteinkaufsstraßen** diverser Viertel, in denen man auch gut essen kann:

- Koreatown (koreanisch) • Midtown, West 32nd Street zwischen Broadway und 5th Avenue • Haltestelle 34th Street/Herald Square mit Linie B, D, F, M, N, Q R
- El Barrio alias Spanish Harlem (puerto-ricanisch, mexikanisch) • 116th Street zwischen 5th Avenue und 1st Avenue • Haltestelle 116th Street mit Linie 6
- Little India, Little Colombia, Little Nepal und weitere Kulturen in Jackson Heights, Queens • Haltestelle Roosevelt Avenue/Jackson Heights mit Linie 7, E, F, M, R
- Little Odessa (russisch-ukrainisch) • Brighton Beach (Brooklyn) • Haltestelle Brighton Beach mit Linie B, Q

Auch Gärten (siehe Kapitel 19) sind Treffpunkte verschiedener Kulturen. Poetisch zeigt das der **Hua Mei Bird Garden**, in den chi-

nesische Männer frühmorgens Bambuskäfige mit Kanarienvögeln, Finken und Hua-Mei-Vögeln tragen, um sie dort singen zu lassen.

- Hua Mei Bird Garden • Lower East Side, Sara D. Roosevelt Park zwischen Delancey, Forsythe und Chrystie Street • Haltestelle Bowery mit J, Z oder Grand Street mit B, D

Die **League of Kitchens** bringt Kulturen kulinarisch zusammen: Mit einer Online-Reservierung darf man in sehr kleine Gruppen Einwanderinnen aus dem Libanon, Japan oder Usbekistan in deren Zuhause besuchen und mit ihnen landestypische Gerichte kochen und essen.

- League of Kitchens • www.leagueofkitchens.com

Die Filmreihe **»We Are New York«** dagegen ist eigentlich für Neu-New-Yorker gedacht. Die im Internet einsehbaren, preisgekrönten Episoden zeigen aber ebenso gut, wie Einwanderer die Eingewöhnungsphase in New York erleben.

- Filmreihe **»We Are New York«** • www.nyc.gov/learnenglish

Hintergrundwissen über die Vielfalt der Bewohner New Yorks bringen auch spezielle **Museen und Denkmäler**. Einige erinnern an die ganz unterschiedlichen Bedingungen, unter denen verschiedene Völker in New York ankamen, andere zeigen, was sie heute mit ihrer Kultur verbindet – und es gibt auch eines, das den einzigen Menschen Respekt zollt, die tatsächlich aus Amerika stammen: die Ureinwohner.

- National Museum of the American Indian • Lower Manhattan, One Bowling Green • Haltestelle Bowling Green mit 4, 5 • www.nmai.si.edu
- Museum of Chinese in America • Soho, 215 Centre Street zwischen Howard und Grand Street • Haltestelle Canal Street mit Linie 6, N, Q, R, J, Z • www.mocanyc.org
- El Museo del Barrio • East Harlem, 1230 5th Avenue zwischen 104th und 105th Street • Haltestelle 103rd Street mit Linie 6 • www.elmuseo.org
- Museum of Jewish Heritage • Battery Park City, 36 Battery Place, Ecke 1st Place • Haltestelle Bowling Green mit Linie 4, 5 • www.mjhnyc.org
- Museum of Contemporary African Diasporan Arts • Fort Greene, Brooklyn, 80 Hanson Place • Haltestelle Atlantic Avenue/Barclay Center mit Linie 2, 3, 4, 5, B, Q • www.mocada.org

- Ukrainian Museum • East Village, 222 East 6th Street zwischen 2nd und 3rd Avenue • Haltestelle Astor Place mit Linie 6 • www.ukrainianmuseum.org
- Scandinavia House • Murray Hill, 58 Park Avenue • Haltestelle Grand Central mit Linie 4, 5, 6, 7 • www.scandinaviahouse.org
- Irish Hunger Memorial • Battery Park City, North End Avenue Ecke Vesey Street • Haltestelle Chambers Street mit Linie 1, 2, 3, A, C, E

Kulturen in Zahlen: Schon mal von Guyana gehört?

Wer nur lange genug mit der New Yorker U-Bahn durch das gesamte Stadtgebiet fährt, kann dort 800 verschiedene Sprachen hören. Auf den Straßen ziehen die Paraden vorbei, sie feiern den pakistanischen Unabhängigkeitstag, das puerto-ricanische Erbe oder einen deutschen General. Und noch immer schreiben Redakteure Zeitschriften und Websites voll, die nicht nur in spanischer, arabischer oder russischer Sprache erscheinen, sondern auch in Mandarin, Urdu, Tagalog, Kreolisch, Estonisch oder Portugiesisch.

3,07 Millionen Einwanderer leben in New York, sie machen 37 Prozent der Bevölkerung aus – denselben Anteil, den sie auf der Höhe der Ellis-Insel-Einwanderungswelle im Jahr 1900 hatten. Allerdings kommen sie heute nicht mehr zum größten Teil aus Europa. 380.000 Dominikaner leben in New York, 350.000 Chinesen, 186.000 Mexikaner, 169.000 Jamaikaner und 140.000 Menschen aus Guyana. Auf den nächsten Plätzen der größten Einwanderergruppen folgen Ecuador, Haiti, Trinidad, Indien und Russland.

Und an jeder Ecke kann man sehen, wie die Stadt von diesen Zugezogenen aus fremden Ländern profitiert: Die Hälfte der New Yorker Ärzte stammt aus dem Ausland, ebenso wie mehr als jeder fünfte Lehrer. Und die reichen Damen der Upper East Side schwören auf die Nähkunst der Perserin Shahin, die dort einmal als Änderungsschneiderin in einem Designerladen begann und sich ein eigenes Atelier erarbeitet hat.

Einer Erhebung aus dem Jahr 2013 zufolge wurden 35,3 Prozent der Firmenbesitzer im Großraum New York im Ausland geboren; ihnen

gehörte zudem fast die Hälfte der typischen Main-Street-Geschäfte – Einzelhandel und Gastronomie.

Auch Einwanderer ohne Papiere tragen zum Wohlstand in den USA bei. Allein im Bundesstaat New York zahlen sie rund 1,1 Milliarden Dollar Steuern im Jahr, einen Großteil davon über Umsatz- und Immobiliensteuern. Etwa die Hälfte von ihnen zahlt zudem Einkommensteuer. In den gesamten USA gibt es schätzungsweise 11 Millionen illegale Einwanderer.